

„Der Senat beschließt, mit dem Rektor geschlossen an der Veranstaltung teilzunehmen. Anzug: Schwarzer Rock, evtl. Uniform, Rektor ohne Kette“. Genau das, verehrte Frau Ministerin Wanka, sehr geehrter Herr Kollege Schoeps, sehr verehrte Herren Olms, verehrter, lieber Herr Keilson, war die Bücherverbrennung des 10. Mai 1933 und es tut wenig zur Sache, daß mein Zitat aus Köln stammt (Weidermann, 15); die Situation an der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität war um keinen Deut besser. Deren Rektor, der prominente Strafrechtler Eduard Kohlrausch, hatte sich zwar dagegen gewandt, die schrecklichen „12 Thesen wider den un-deutschen Geist“ der Deutschen Studentenschaft, das Präludium in der sorgfältigen Choreographie der nationalsozialistischen Büchervernichtung, an den Anschlagbrettern im Foyer des barocken Palais Unter den Linden und anderswo auszuhängen, aber er hatte – um Streit mit den ach so deutschen Studierenden zu vermeiden – versprochen, endgültige Entscheidung vom Minister einzuholen und hätte sich doch leicht ausrechnen können, wie die Entscheidung des preußischen Kultusministers ausfallen würde: Seit 2. Februar 1933 amtierte im Ministerium Unter den Linden Bernhard Rust, ein Gymnasiallehrer am Ratsgymnasium in Hannover, der 1930 sein Amt hatte aufgeben müssen, um einer Entlassung wegen Trunkenheit und sexueller Belästigung zu vermeiden.

Wer als Universitätspräsident und dann allzumal als Präsident der alten Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität, die nun seit über fünfzig Jahren nicht mehr den Namen ihres königlichen Stifters, sondern zweier großer geistiger Anreger ihrer Gründungsphase trägt, wer also als Präsident einer solchen Einrichtung nur irgendeine Zeile zur Bücherverbrennung von 1933 liest, erstarrt. Erstarrt, weil er in dem so sorgfältig choreographierten Akt und in der technisch meisterhaft vorbereiteten Verbrennung ein Menetekel sieht, ein für alle sichtbares Zeichen der geistigen Verrohung der deutschen Universität, die ja nicht erst 1933 begonnen hatte. Was war das für eine Einrichtung, in der weitgehend widerstandslos und willenlos hingenommen wurde, ja aktiv befördert wurde, daß ein ganzer Teil des geistigen Erbes eines Landes, produziert an den Universitäten, seine Literatur und Wissenschaft in technisch perfekter Form vernichtet wurde? Ein Bücherstapel aus feim Holz, damit das Pflaster des Opernplatzes nicht beschädigt wurde, Benzin, damit der Regen des Begräbniswetters, wie Erich Kästner sagt, die Veranstaltung nicht störte – ein Menetekel nicht nur, nein, ein Präludium ganz anderer Vernichtung mit Feuer, auch diese technisch höchst perfekt, Choreographie der Vernichtung, die schrecklichste Ausgeburt einer Wissenschaft, in der Technik der Perfektion des Bösen dient.



Lange ist nicht gesehen worden, daß die Bücherverbrennungen aus der Mitte der Universitäten vorbereitet und durchgeführt wurden, nicht über die Universität kamen durch häßliche Figuren wie den kleinen, abgefeimten Minister mit Klumpfuß oder schreckliche Repräsentanten einer Minderheit der Professoren wie der gescheiterte Berliner Pädagoge Alfred Bäumler, der 1921 an der Friedrich-Wilhelms-Universität die Habilitation nicht bestand, später in Dresden nachholte und zum 1. Mai 1933 durch die Machthaber als „alter Parteigenosse“ auf eine Professor für politische Pädagogik gehievt wurde, im Dienstzimmer des gerade verstorbenen preußischen Kultusministers und Professors für Orientalistik, Carl Heinrich Becker, untergebracht wurde und dessen Antrittsvorlesung an der Alma Mater Berolinensis den makabren Auftakt der Choreographie des 10. Mai 1933 bildete. 1936 schrieb der amerikanische Soziologe Edward Y. Hartshorne, der die Berliner Universität aus Studienzeiten bei Friedrich Meinecke zu Beginn der dreißiger Jahre gut kannte, in seiner Dissertation „Deutsche Universitäten unter dem Nationalsozialismus: Die deutsche Universität hat in wesentlichen Bereichen die Zeichen einer freien Institution verloren. Ihre Privilegien, die sie vor Einmischung staatlicher Gewalt schützten, sind dahingeschmolzen. Ihre halbautonome Verwaltung und ihre traditionelle Unabhängigkeit sind vor dem Drängen einer mächtigen Ethik, die den Forderungen der Volksgemeinschaft gegenüber ungeteilte Loyalität verlangt, zusammengebrochen“.

Man möchte Hartshorne ungern widersprechen. Aber eine solche Analyse greift zu kurz. Vierzig Jahre nach dem langen Jahr 1968 sehen wir nur zu deutlich, daß das ungeheure Gewaltpotential der Studierenden, über das die jüdischen Remigranten an der Freien Universität verzweifelten, kein Spezialproblem des Jahres 1933 war, obwohl ich selbstverständlich nicht der billigsten Form des historischen Vergleichs das Wort reden will, in der alle Katzen grau sind. Und wir wissen, daß längst vor dem Jahre 1933 bestimmte Ideen einer Volksgemeinschaft in der Agrarwissenschaft und in den medizinischen und juristischen Fakultäten der deutschen Universitäten, allen voran – auch hier: allen voran – in der Berliner Universität vorbereitet wurden. Eine Universität, verehrte Damen und Herren, erinnert sich dann und nur dann richtig an die Ereignisse im Frühjahr 1933, wenn sie diesen Spuren der massiven Gewalt, der Gewalt und des Hasses gegenüber Juden insbesondere unter den Studierenden, wenn sie den verhängnisvollen Ideen des Totalitarismus und ihrer gefährlichen Faszination und des unerträglichen Mangels an Zivilcourage unter ihren Professoren nachgeht, fragt, warum eine scientific community Figuren wie den abgelehnten Bäumler neben einem Pädagogen wie Eduard Spranger installieren und bejubeln konnte.



Im Archiv meiner Universität finden sich nicht nur die schrecklichen Unterlagen des Pädagogen Alfred Bäumler, der am 10. Mai 1933 die Antrittsvorlesung hielt, sondern auch ein paar wenige Papiere des Studenten Hans Keilson. „Als Nichtarier zugelassen“. Anders als wenig später Marcel Reich-Ranicki, dem auch ein Gespräch mit dem Rektor nicht zur Zulassung half. Keilson half, daß er bereits 1928 zugelassen worden war und daher 1934 das Staatsexamen noch ablegen konnte. Mehr als eine kleine Karteikarte existiert nicht mehr, die ausführliche Studentenakte ist verloren gegangen. Ich versichere Ihnen hier und heute, meine sehr verehrten Damen und Herren, daß zwar Hans Keilsons Akte verloren gegangen ist, aber sein Gedächtnis und die lebendige Erinnerung an die Vorgänge an der Alma Mater Berolinensis nicht verloren gegangen sind, Gedächtnis und Erforschung des Menetekels dieser Universität an ihr gepflegt werden und ich schon von daher sehr dankbar dafür bin, daß es zu dem heutigen Gedenkakt kommen konnte, Herrn Schoeps und der Verlegerfamilie Olms für ihr Engagement herzlich danke, auch als stellvertretender Beiratsvorsitzender der Fritz-Thyssenstiftung.